

General-Anzeiger

Wuppertaler Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Wuppertal-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Elberfeld

Nr. 94 — 57. Jahrgang

Mittwoch 21. April 1943

Einzelpreis 15 Pfg.

Wieder 30 Briten-Bomber abgeschossen

Starke Kämpfe südlich Noworossijsk

Starker Angriff gegen die tunesische Südfront in schweren Kämpfen abgewiesen

20. April. Aus dem Führerhauptquartier, 21. April. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Auch gestern kam es südlich Noworossijsk zu harten Kämpfen. Die Luftwaffe schoss hier 91 sowjetische Flugzeuge bei zwei eigenen Verlusten ab. Leichte deutsche Seestreitkräfte versenkten bei der Bekämpfung des sowjetischen Nachschubs drei mit Munition beladene Boote. In der übrigen Ostfront verlief der ganze Tag ruhig.

In der Nacht zum 20. April traten starke britische Kräfte nach mehrstündiger heftiger Artillerievorbereitung zum Angriff gegen die deutsch-italienischen Stellungen der tunesischen Südfront an. Der Feind wurde in schweren Kämpfen, die zur Zeit noch andauern, blutig abgewiesen. Verlorene Einheiten konnten durch Gegenangriffe wieder beseitigt werden. Feindliche Bombenflugzeuge griffen in der vergangenen Nacht Tiflis an und verursachten Gebäudeschäden. Die Bevölkerung hatte Verluste.

Terrorangriffe britischer Bomber richteten sich gegen Stettin und Rostock. Bombeneinschläge in Wohnvierteln und Krankenhäusern verursachten Verluste unter der Bevölkerung und zum Teil erhebliche Gebäudeschäden. Nachjäger und Flakartillerie der Luftwaffe schossen nach den bisherigen Feststellungen 30 der angreifenden feindlichen Bombenflugzeuge ab. Ein anderes wurde an der Kanalküste zum Absturz gebracht.

Briten-Flugzeug von schwedischer Flak abgeschossen

Stockholm, 21. April. Die Luftabwehrabteilung des schwedischen Wehrmachtstabes meldet nach 12, daß ein englisches Flugzeug gegen 11 Uhr nachts brennend in der Gegend von Mälaren, etwa 12 Kilometer südlich von Malmö, ins Wasser stürzte. Die sieben Mann starke Besatzung, die sich mit dem Fallschirm rettete, wurde in Gewahrsam genommen; ein Mann erlitt Verwundungen. Der Absturz wurde durch schwedische Flakfeuer herbeigeführt.

Der Geburtstag des Führers

Keinerlei Gratulations-Empfänge, aber Glückwünsche in großer Zahl

Führerhauptquartier, 20. April. Der Führer verbrachte seinen heutigen Geburtstag ohne jegliche Feierlichkeiten oder Gratulations-Empfänge. Die anwesenden Mitglieder des Hauptquartiers und die Angehörigen des engsten persönlichen Stabes sprachen dem Führer ihre Glückwünsche aus.

Berlin, 20. April. Auch in diesem Jahre sind dem Führer zu seinem Geburtstag nicht nur aus den weiten Kreisen des deutschen Volkes, sondern auch von ausländischer Seite Glückwünsche in großer Zahl zugegangen. Wiederum haben zahlreiche Staatsoberhäupter, Regierungschefs und Staatsmänner telegraphisch ihre guten Wünsche zum Ausdruck gebracht, und viele sonstige führende Persönlichkeiten gedachten in Glückwunschkarten und Telegrammen des Tages. Die in Berlin beglaubigten ausländischen Missionen brachten durch persönliche Eintragungen in das in der Präsidialkanzlei des Führers anliegende Verzeichnis dem Führer ihre eigenen und die Glückwünsche der von ihnen vertretenen Staatsoberhäupter, Regierungen und Völker zum Ausdruck.

Telegrammwechsel mit dem italienischen König und dem Duce

Berlin, 20. April. Der König und Kaiser Victor Emanuel richtete an den Führer das nachstehende Geburtstagstelegramm: „Zu dem erfreulichen Anlaß Ihres Geburtstages ist es mir angenehmes Bedürfnis, Eurer Erzellenz mit mei-

nen herzlichsten Glückwünschen alle meine wärmsten Wünsche für Ihr persönliches Wohlergehen und für das weitere Glück der verbundenen deutschen Nation zu erneuern.“ (gez.) Victor Emanuel.

Der Führer antwortete telegraphisch wie folgt: „Eurer Majestät sage ich für die mir zu meinem heutigen Geburtstag übermittelten freundlichen Glückwünsche meinen herzlichsten Dank. Ich verbinde damit meine aufrichtigen Wünsche für das Wohlergehen Eurer Majestät und eine glückliche Zukunft der uns verbundenen italienischen Nation.“ (gez.) Adolf Hitler.

Der Glückwunsch des Duce hatte folgenden Wortlaut: „Empfangen Sie, Führer, die heißen Wünsche, die ich im Namen des faschistischen Italiens und für mich persönlich anlässlich Ihres Geburtstages zum Ausdruck bringen möchte. Während das nationalsozialistische Deutschland in Waffen sich vorbereitet, diesen Tag zu feiern, indem es sich mit unbeirrbarer Graubereitheit um seinen Führer schart, sende ich Ihnen meinen kameradschaftlichen Gruß und beträftige Ihnen aufs neue meine unerschütterliche Zuversicht in den Sieg der Achsenmächte.“ (gez.) Mussolini.

Der Führer antwortete ihm mit nachstehendem Telegramm: „Ihre kameradschaftlichen Glückwünsche zu meinem heutigen Geburtstag, Duce, haben mich aufrichtig erfreut. In der unerschütterlichen Gewissheit, daß Deutschland und seine Verbündeten den Endsieg erkämpfen und damit die Grundlage für eine gerechte Neuordnung schaffen werden, sende ich Ihnen meinen besten Dank und meine herzlichsten Wünsche für Sie selbst und das von Ihnen geführte italienische Volk.“ (gez.) Adolf Hitler.



Gratulanten am Geburtstag des Führers

In der Präsidial-Kanzlei in Berlin trug sich jung und alt in die Gratulationslisten ein. Photo: Hoffmann.

Noch einmal der Fall Katyn

Von unserer Berliner Schriftleitung

In London und Moskau hat man sich die Erledigung der amtlichen deutschen Enthüllungen über den Massenmord von Katyn sehr einfach gedacht. Moskau hat einfach alles abgelehnt, und beide zusammen hätten miteinander vereinbart, daß sie die ganze Angelegenheit als „Agitation der Deutschen“ hinstellen wollten. Inzwischen aber hat nicht nur die amtliche deutsche Meldung ihre Wirkung getan, es kam auch noch hinzu, daß die an Ort und Stelle vorgenommenen Nachprüfungen durch ausländische Pressevertreter und durch namhafte polnische Persönlichkeiten aus Krakau und Warschau das unwiderlegliche Beweismaterial noch erhärtet und verstärkt haben.

Inzwischen aber ergaben sich noch zwei Momente, die das Gewicht der deutschen Argumentation noch verstärkten. Ein Mitglied des amerikanischen Kongresses, und zwar ein Angehöriger der Demokratischen Partei, der enge Beziehungen zu den in den USA lebenden Polen unterhält, hat, wie die „Chicago Tribune“ meldet, erklärt, daß die Sowjets mindestens 1,5 Millionen Polen als Geiseln in der Hand hätten, um sie bei etwaigen Erfolgen an der Ostfront als Druckmittel für politische Erpressungen gegenüber London und Washington einzusetzen. Der betreffende Abgeordnete des amerikanischen Repräsentantenhauses, Lewincki, hat umfangreiche Beweise über die Verschleppung von Polen durch die Sowjets gesammelt und kann damit nachweisen, daß der Kreml schon 1939 und auch noch im Frühjahr 1940 zu den genannten Erpressungszwecken die Verschleppung einer möglichst hohen Zahl von Polen nach der Sowjetunion angedacht hat.

Schon diese Behauptungen des amerikanischen Abgeordneten würden — ganz abgesehen von dem unangreifbaren deutschen Beweismaterial — genügen, um die sowjetischen und britischen Ablegungen bis zur völligen Haltlosigkeit zu entlarven. Es kommt aber noch hinzu, daß die Londoner Zeitschrift „Economist“ ihrerseits daran erinnert, daß General Sikorski bei seinem Aufenthalt in Moskau im Dezember 1941 im Zusammenhang mit seinen Verträgen in der Sowjetunion eine polnische Armee aufzustellen, auf die allergrößten Schwierigkeiten stieß, und zwar infolge des Widerstandes der sowjetischen Behörden. Sikorski hatte einen Ausschuß zusammengebracht, der die Aufgabe hatte, die in der Sowjetunion damals noch lebenden Polen zusammenzufassen und nach Möglichkeit in einer Armee zu organisieren. Wie die genannte Londoner Zeitung feststellt, hat es aber dieser Ausschuß des Generals Sikorski kaum fertiggebracht, die in die Sowjetunion verschleppten Polen, die unter den erbärmlichsten Verhältnissen dort vegetierten, überhaupt zu finden oder gar näher mit ihnen in Verbindung zu kommen. Es ist klar, daß dieser Ausschuß unter der ständigen Überwachung der G.P.U. stand, selbstverständlich auf Befehl des Kreml. Als der Ausschuß dann ernstlich Anstalten machte, die Polen in der Sowjetunion zu organisieren, griff Moskau direkt ein, indem es durch die G.P.U. den polnischen Ausschuß kurzerhand auflöste und die im Gebiet der Sowjetunion befindlichen Polen zu bolschewistischen Staatsbürgern erklären ließ.

Die Feststellungen Lewinskis und die Mitteilungen des Londoner „Economist“ würden an sich schon vollkommen genügen, um das offizielle Londoner und Moskauer Eigengeißel zu entlarven; denn die Vorformulierungen sind ja den amtlichen Stellen in Moskau und London seit nunmehr etwa drei Jahren hinreichend bekannt. Angesichts dieser Tatsachen erhält der Hinweis der Zeitung „Washington Times Herald“, daß die amerikanische Regierung zu den von Deutschland gemeldeten Tatsachen über Katyn ein merkwürdiges Stillschweigen bewahre, und daß man dieses Schweigen nicht als ein Dementi der deutschen Meldung auffassen könne, einen völlig eindeutigen Sinn. Es ist außerdem sehr bemerkenswert, daß Staatssekretär Hull es rundweg abgelehnt hat, zu dem Fall Katyn eine Erklärung abzugeben; ganz zweifellos hätte er die lächerlichen Londoner und Moskauer Dementis ohne weiteres unterstellt, wenn er angesichts der Sachlage und angesichts des erdrückenden Beweismaterials auch nur die geringste Möglichkeit dazu gesehen hätte. Wenn überdies das genannte amerikanische Blatt erklärt, das Dementi des bolschewistischen Volkschatters Litwinow-Finkelstein sei sehr leicht zu deuten, so ist daraus zu entnehmen, daß auch „Washington Times Herald“ die bolschewistischen Dementis als unhaltbar gegenüber den deutschen Enthüllungen anseht.

Es ist ja nicht das erste Mal, daß man auf solche grundtätig veränderte Anschauungen im Feindlager stößt. In diesem Falle aber ergibt sich, daß man in amerikanischen Kreisen allem Anschein nach praktisch keine Möglichkeit sieht, den englischen und bolschewistischen Komplizen Hilfeleistung zu geben. Wahrscheinlich hat man in Amerika auch einsehen müssen, daß Moskau nichts Früheres tun konnte, als sich in so kategorischer Form gegen eine Untersuchung des Verbrechens von Katyn durch das Internationale Rote Kreuz zu verwehren. Denn wenn es so wäre, wie Moskau behauptet, daß es sich um eine deutsche Agitation handele, dann hätte ja eine Untersuchung durch das Internationale Rote Kreuz die Moskauer Behauptung gegebenenfalls nur bestätigen können. Da

der Fall Katyn
Wuppertal-B
Berlin
An diesem neuen Abwehrerfolg hatte eine süd-
deutsche Jagddivision besonderen Anteil. Her-
vorragend schlugen sich auch rumänische Ver-
bände, die in treuer Waffenkameradschaft Schut-
ter an Schulter mit deutschen Einheiten dem bol-
schewistischen Ansturm trotzen.
Am 17. und 18. April stießen unsere Truppen
den sich wieder ablegenden Sowjets nach und
haben das Kampfgebiet von Versprengten.
Die Bolschewisten haben aber ihre Angriffe

Tizian und der Kaiser

Von Josef Robert Garer

Ein dünner Regen sank wie ein unendlicher Schleier vom Himmel hernieder. Der große Maler Tizian sah traurig in den trüben Tag, der vor dem Fenster hing. Da trat einer seiner Schüler in das Zimmer.

„Meister“, sagte er leise, „es ist die Stunde!“
„Ja, die Stunde! Ich weiß, der Kaiser wartet. Aber wo ist das Licht? Ohne Sonne gleicht die Farbe einer schönen Frau, die tot ist. Doch was nützt das alles? Der Kaiser wartet!“

Tizian erhob sich. Langsam verließ er den Raum und begab sich in das große Atelier, das sonst von den Strahlen der Sonne überflutet war. Einige Hölzlinge standen bei der Tür und blickten den Meister vorwurfsvoll an. Tizian sah über die soornehm Gefährdeten hinweg und verbeugte sich leicht, als er Kaiser Karl V. bemerkte.

„Da seid Ihr ja, Meister!“ sagte Karl V. mit einem feinen Lächeln. „Ich dachte schon, Ihr wäret krank!“
„Mein Majestät, ich bin nicht krank! Aber ich bin mehr als traurig, ich bin traurig.“
„Traurig? Hat Euch jemand ein Leid getan, Meister Tizian?“
Der Maler nickte.

„Sagt mir den Namen dessen, der Euch, den größten Maler der Welt, gekränkt hat! Er soll meine ganze Strafe spüren!“
Ein laum wahrnehmbares Lächeln zog über Tizians Gesicht.

„Der mich kränkte, ist stärker, als wir alle, Majestät! Er wohnt über den Sternen, und er hat den Regen geschickt, die Wolken und den Regen. Und diese grauen Brüder nehmen mir das Licht. Sie erdrücken die Farben. Deshalb bin ich traurig. Ich habe nachts von einem wunderbaren Rot geträumt. Wenn ich dieses Rot malen soll, brauche ich das Licht der ewigen Sonne!“
„Wenn Ihr nicht in Stimmung seid, Tizian, will ich wiederkommen, sobald die Sonne scheint, die Götter Eurer Farben!“
Die Hölzlinge sahen entsetzt zu Tizian hinüber, der lächelte.

„Nein, Majestät, wir wollen es versuchen!“
Dann wandte er sich an seinen Schüler: „Laßt den roten Teppich bringen!“
Der Teppich wurde gebracht. Erstaut fragte der Kaiser:

„Ihr wollt den Stuhl auf einen roten Teppich stellen? Ihr beginnt das Bild mit einem grünen Teppich!“

„Ihr seid in tiefes Schwarz gekleidet, Majestät! Ich habe es mir überlegt. Das Rot des Teppichs paßt besser zu diesem Schwarz. Ihr müßt mir verzeihen, daß dadurch eine oder zwei Sitzungen mehr benötigt werden!“

„Das wißt Ihr besser, Meister Tizian! Tut nur, wie Ihr glaubt!“

Als der Teppich ausgebreitet, der Stuhl hingestellt und der Kaiser sich gesetzt hatte, nahm Tizian die Farben. Er mischte das Rot; dann hielt er inne. Er schüttelte den Kopf und blickte hilflos zu den großen Fenstern, vor denen der Regen rauschte. Dann stampfte er mit dem Fuß und warf den Pinsel zu Boden. Stille trat ein. Niemand rührte sich. Tizian sah den Kaiser an und zuckte die Achseln. Da stand Karl V. auf und hob, ehe ihm jemand zuvorkommen konnte, den Pinsel auf. Er reichte ihn dem Maler und sagte:

„Meister, der Pinsel ist Eurer Hand entsallen! Wir wollen lieber doch warten, bis die Sonne kommt!“

Tizian starrte den Kaiser an.
„Verzeiht, Majestät, ich habe mich hinreißend lassen! Ich wollte nicht, daß Ihr den Pinsel aufhebt! Und ganz leise: „Ohne Sonne ist das Rot eine tote Farbe...“ Ihr beschämt mich, Majestät! Und jetzt bitte ich, malen zu dürfen!“

Während der Regen rauschte und das trübe, faß graue Licht die Farben erdrückte, malte Tizian das schönste Rot, das er in seinem langen Künstlerleben gemalt hatte.

Nach heute blüht das Wunder dieser roten Farbe auf dem Gemälde der Münchener Pinakothek, das Kaiser Karl V. darstellt, vom greisen Tizian im Jahre 1548 gemalt.

Vor 25 Jahren starb Manfred v. Richthofen den Fliegerd



Am 21. April jährt sich zum 25. Male der Todestag des mit 80 Luftsiegen erfolgreichsten deutschen Kampffliegers im Weltkrieg, des Rittermeisters Manfred Freiherrn v. Richthofen. Der „rote Teufel“, wie die Gegner den großen Jagdflieger seiner roten Maschine wegen nannten, übernahm als Nachfolger Böckes dessen Jagdstaffel. Am 21. April 1918 kehrte der Träger des „Four le mérite“ und unbesiegt Kommandeur des Jagdgeschwaders 1 vom Feindflug nicht zurück. Sein Name aber wird leben, solange es eine deutsche Fliegerei gibt. Unser Bild zeigt Manfred v. Richthofen, der kurz vor dem 26. Geburtstag bei Sully-le-Sec fiel, auf dem Feldflugplatz seines Geschwaders im Westen.

Edwin Erich Dwiniger, der Dichter der „Deutschen Passion“ („Arme hinter Stachelbrühl“, „Zwischen Weiß und Rot“, „Wir ruhen Deutsch-land“) begeht am 23. April seinen 45. Geburtstag.

Karl Verbs 50 Jahre alt. Der Schriftsteller Karl Verbs, unter Mitarbeit von 11 in diesen Tagen 50 Jahre alt geworden. Das deutsche Theater hat ihm viel zu verdanken: er ist seit Jahren darum bemüht, dem Deutschen das innere Wesen fremdländischer Dramatik nahezubringen. (Das Stadttheater Wuppertal brachte von ihm das ungarische Schauspiel „Die Mutter“.) Auch mit eigenen Stücken ist er in den letzten Jahren erfolgreich hervorgetreten. Daneben ist es die Arbeit im erziehenden Schrifttum, die seinen Namen bekannt machte. Verbs gehört zu denen, die das Theater zu neuem Leben erweckt haben. Dadurch wurde er auch unseren Lesern bekannt.

Carl Erff hat seine kürzlich in Frankfurt uraufgeführte Oper „Die Kluge“ für den Rundfunk bearbeitet. Das Märchenstück wird mit Frankfurter Künstlern unter der Leitung von Hans Müller-Kräm im Deutschland-Sender gebracht.

Kunstbühne des Stiftes Klosterneuburg unter Reichsverwaltung. Im Stiftsgebäude Klosterneuburg fanden unter Beteiligung sämtlicher zuständigen Stellen die abschließenden Besprechungen über die Einbeziehung des Kunstbühnen des Stiftes Klosterneuburg in die Reichsverwaltung statt. In die Betreuung durch das Kunstbühnenmuseum Wien wird das Stiftsarchiv vom Reichsarchiv Wien übernommen werden. Der Kulturkomplex Klosterneuburg wird damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Der Rundfunk am Donnerstag. Reichsprogramm: 17.15-18 Uhr: Aus klassischen Operetten. 18.15-19 Uhr: Unter Melodien. 19.15 bis 20 Uhr: Das gibt Deutschland der Welt. 20.20 bis 22 Uhr: Die Schöpfung von Josef Kohn (Leitung: Clemens Krauß). Deutschland-Sender: 17.15-18.30 Uhr: Mozart, Erb. Necker (Leitung: Hans Rosbald). 20.15-21 Uhr: Bekannte Unterhaltungsweisen. 21-22 Uhr: „Musik für dich“.

Gustav Landauer - zehn Jahre am Stadttheater Wuppertal



Gustav Landauer in tragenden Rollen. Von links: Markgraf Rüdiger in Hebbels „Nibelungen“, Mephisto in Goethes „Faust“, Hamlet in Shakespeares gleichnamigem Drama.

Aufnahme: Lang, Sorani.

Gustav Landauer ist früh in den magischen Kreis der Bühne geraten. Schon seit den Kindertagen, die der in Graz geborene Künstler im Schatten der Kaiserburg von Nürnberg verlebte, war Theaterlust um ihn. Der Vater, ein „Rechnmeister“ von großem Format und ein ausgezeichnete Lehrer, der z. B. Karl Schmidt-Walters und Emil Kauds zur Reife brachte, wehrte dem Jüngling nicht, als er Arthur Schiller-Streitmännchen das ABC des Schauspielers erlernen wollte. Und der Sprung auf die Bretter war getan, als ein Ertrag für einen erkrankten Schauspieler in der Rolle des Götterstörers in einem Lutherdrama gefunden werden mußte: der junge Landauer machte sie sich in drei Tagen zu eigen und — es wurde ein glückliches Debut! Das Nürnberger Theater formte den inneren Held und Liebhaber, der sich unter der Kontrolle seiner Lehrer zu einem Sprecher von hohen Graden entwickelte. Nach drei Jahren steht er in München-Gladbach im Rampenlicht, 1925 holt ihn Luise Dumont aus Düsseldorf-Schauspielhaus, wo er den Radius seiner Kunst um das Charakterfach weiter absteckt.

Von 1926 bis 1930 erscheint sein unverwechselbares Profil auf der Meister- und Musterbühne Bochum/Duisburg. Saladin Schmitt vertraut ihm die Rolle Heinrichs VI. in allen drei Teilen der Königsdramen in der ersten Shakespeare-Woche 1927 an. Hier treten auch in modernen Rollen die entscheidenden Merkmale der Schauspielkunst Landauers mehr und mehr hervor: verhaltene und gedämpfte Leidenschaft, die im bald dunkel imbricht, bald metallisch glänzenden Organ mitschwingt und immer Maß hält. Doch aber ziehen die Erschütterungen des Dämonischen, das Landauers Personifikationen wie eine nur ihm bestimmte Atmosphäre umgibt, als Wellen über den Spiegel der Seele der Zuschauer. Seine Sprechkunst hat klassische Reife erlangt.

Nach einem Jahr Deutsches Theater Hannover gewinnt er als Romeo 1933 die Sympathie der Wuppertaler — so sehr, daß er zehn Jahre an unserem Stadttheater geblieben ist. Unvergänglich seine im Geistigen aufgespürten Auffassungen der Rollen des Ferdinand in „Rabale und Liebe“ seines Franz Moor, des Oswald in Ibsens Gespen-

stern, seines Hamlet (1937), des Don Carlos (1938), des Mephisto (1939/40). Dazwischen liegen ein König Leonies, Mortimer, Thomas Raine, Amphitruon, Dr. Esau u. a. Unter dem Intendanten C. A. Winds, mit dem er vor zwanzig Jahren auf der Nürnberger Bühne den Weg trennte — Winds als Don Manuel, Landauer als Don Cesar in Braut von Messina — spielte der Künstler so gegenwärtige Rollen wie Shrewsbury, Octavio, Bruder Martin, Rüdiger und den Bekehrten im Wäpfer — um nur einige zu nennen. In dieser letzten Natur deckte er das aus innerer Schwäche und trübseliger Aufgeblähenheit gemischten Jüngers mit höchster Wahrheit als einen pseudodämonischen Charakter auf. Aus Anlaß seiner zehnjährigen Zugehörigkeit zum Stadttheater Wuppertal zeichnet Gustav Landauer morgen die Gestalt des Herzogs Alba in Goethes „Egmont“. Unser Wunsch muß notwendigerweise ein egoistischer sein: möge uns der Jubilar noch in vielen Aufgaben erschüttern und erheben, die seiner großen Kunst und vornehmen Auffassung von der Berufung des Schauspielers würdig sind! Dr. Ludwig Lindner.

Man spricht nicht vom Kriege

aus der Gegenwart in den Tagen

Copyright 1942 by Carl-Duncker-Verlag, Berlin.

(8. Fortsetzung)

„Ich glaube es nicht. Ich weiß es. Haben Sie mir meinen Brief bekommen?“

„Natürlich, Claire. Und ich danke Ihnen, obwohl ich glaube, daß Sie ein wenig romantisch sind.“

Claire war stehengeblieben. Eine kleine Zornesfalte stand zwischen ihren hellen Brauen.

„Romantisch? Romantisch sind nur Sie! Sie leben auf dem Mond, aber nicht auf der Erde! Und für einen Dank, der erst nach Rückfrage kommt, da danke nun wiederum ich!“

„Claire!“

Sie mußte seinen Ruf noch hören, aber sie wandte sich nicht mehr nach ihm um. Sie ging durch die Halle, lächelnd und nach verschiedenen Seiten grüßend, aber die kleine Falte war geblieben.

„Diese Deutschen sind Lakaienheulen“, hörte sie Anthonys Stimme, als sie an Mrs. Parkers Tisch vorbeikam, „haben Sie gesehen, Pegg, wie er sich bei dem Vob beugt, als der ihm Feuer reicht?“

Eine Sekunde zögerte Claire, dann ging sie weiter, aber als ihr jetzt die beiden Vobs, die an der Tür zur Terrasse standen, die Flügel öffneten, sagte sie so laut, daß es alle hören mußten:

„Danke!“

Und sie hatte es deutsch gesagt.

7.

Das Bungalow Nr. 27, das wie alle andern des „Helvetia“ im Schweizer Stil gebaut war, trug über seiner geschweiften Tür den schönen Namen „Nülli“, und vielleicht war dies der Anlaß, daß Gerd Ewert unter der Brause stehend, Schillerse Verse deklamerte.

„Denn eine Grenze hat Tyrannenmacht...“ rief er gegen das Rauschen der Wasserstrahlen und zugleich kamen ihm sehr unangenehme Erinnerungen an einen Schulausflug mit dem schönen Titel: „Unmittelbar unterirdisch sich Teller Tat in jülicher Beziehung von dem Anschlag Pari-

cidas?“ Es war nicht erfreulich, an dieses Thema zu denken, aber es war immer noch besser, als sich über Claire zu ärgern, die genau so verbohrt und vorlaut geblieben war wie stets.

Als er sich später die Smokingschleife band und sie vor dem Spiegel zurechtputzte, trat sein Vob ein und meldete, daß eine Dame auf ihn wartete.

Claire durchsuchte es ihn, und aller Groll gegen sie war verfliegen, aber es war nicht Claire, die in der offenen Tür stand. Es war Pegg Parkter.

„Guten Abend, Gerd“, sagte Pegg, und ihr sonst so hochmütiger Mund bekam einen zärtlichen Schwung. Sie hatte deutsch gesprochen, sie konnte ein wenig Deutsch, und wenn sie deutsch zu ihm sprach, gebrauchte sie seit jenem Ruf vor vier Jahren auch das „Du“.

„Guten Abend“, Mrs. Parker. Ich... Verzeihen Sie...“

Sie trat ein und schaltete den tausenden Propeller, der an der Decke kreiste, aus. Es wurde plötzlich ganz still im Zimmer.

Wir sind allein, Gerd. Aber auch wenn wir nicht allein sind, darfst du mich mit meinem Vornamen nennen. Mr. Parker ist nicht eifersüchtig.“

„Natürlich nicht, Pegg. Einer Frau, wie du es bist, darf Mr. Parker sicher sein.“

„Ja, in gewisser Beziehung darf er das“, sagte Pegg, und sie setzte sich in einen der tiefen Rohrgefesse. Sie lehnte sich zurück, legte die Arme in den Nacken und sah Gerd ein wenig spöttisch an. „Mr. Parker“, fuhr sie fort, „weiß sogar, daß ich zu dir gekommen bin. Ich muß dich sprechen, ehe du auf die Terrasse kommst, zu uns, denn ich denke doch, daß du zu uns auf die Terrasse kommen wirst? Es ist sehr schön. Eine wunderbare Nacht, und wir tanzen im Freien.“

„Vorausgesetzt, daß Mr. Wells nicht an eurem Tisch sitzt, würde ich kommen, um dich und deinen Gatten zu begrüßen, Pegg.“

„Mr. Wells sitzt allerdings an unserem Tisch. Was hast du gegen ihn? Er ist ein vollendeter Gentleman.“

„Wirklich habe ich etwas gegen „vollendete Gentleman“, Pegg. Zudem ist jetzt nicht die Zeit, wo Deutsche und Engländer an einem Tisch sitzen können.“

„Oh, unser schöner Anthony ist Ire. Irland ist neutral.“

„Neutraler als Amerika bestimmt, Pegg, aber ich glaube eben nicht, daß Mr. Wells Ire ist.“

„Der Mensch ist das, wofür er sich gibt, mein Freund. Ich selbst zum Beispiel habe eine französische Mutter und einen argentinischen Vater. Ich bin in London geboren und jetzt durch meine Heirat Amerikanerin. Ein kultivierter Mensch sollte Grenzpässe als das behandeln, was sie sind: Götzenbilder für die Masse.“

„Ich bin eben kein kultivierter Mensch, Pegg. Ich bin Deutscher, und ihr und alle Welt beschimpft uns ja täglich dreimal, daß wir Barbaren sind.“

Pegg hatte sich eine Zigarette angebrannt. Sie hatte es selbst getan, ohne in die Hände zu klatschen oder nach dem Vob zu rufen. „Kleiner, lieber Barbar“, sagte sie zärtlich, und sie blies den hellblauen Qualm gegen Gerd. Sie schien auf eine Bewegung oder ein Wort von ihm zu warten, aber Gerd Ewert stand wie vorher da, sehr höflich in der Haltung, aber doch mit einem Zug um den harten Mund, der an Trost und Spott denken ließ.

„Gut, mein Freund, wir wollen von anderem sprechen“, sagte Pegg mit einem leisen Seufzer, „eben weil Anthony an unserem Tisch sitzt, bin ich zu dir gekommen. Ich wollte etwas mit dir besprechen, was er nicht unbedingt zu hören braucht. Wirst du mir antworten, wenn ich dich etwas frage?“

„Wenn ich es kann, Pegg.“

„Natürlich kannst du. Wie weit bist du mit deinen Versuchen gekommen? Wie sieht es mit Sologolo oder wie diese geheimnisvolle Krankheit heißt, deren Name so harmlos klingt wie ein Mundwasser?“

„Ich kann dir leider nichts Abschließendes sagen, Pegg. Ich war im letzten Versuch, als ich abreisen mußte. Ich weiß nicht, ob er positiv oder negativ ausfallen wird und ob das Serum einen absoluten Erfolg garantiert.“

Pegg pfiff ganz leise vor sich hin. Sie wartete, ob Gerd noch mehr sagen würde, aber er schwieg.

„Oh, so weit ist es schon? Man kann dir gratulieren, Gerd. Ich habe immer gewußt, daß du ein Genie bist.“

„Du irrst, Pegg. Ich bin gar kein Genie, ich bin ein simpler Arzt, der seine bescheidene Pflicht tut, und es besteht noch gar kein Anlaß, mir zu gratulieren. Die letzten Versuche sind zwar alle gescheitert, aber erst nach dem zwanzigsten Wäge ich zu behaupten, daß die Sache in Ordnung ist. Dann erst würde ich es wagen, das Mittel bei einem Kranken anzuwenden.“

„Hast du es denn nicht an den Farbigen probiert, Gerd?“

Pegg schien sehr erstaunt zu sein.

„Du bist toll, Pegg. Es geht bei so etwas um Tod und Leben. Ich habe natürlich Ratten genommen.“

„Dazu brauchst du nicht ins Innere zu fahren, mein Lieber. Du weißt, daß dir Mr. Parker jederzeit ein eigenes Laboratorium zur Verfügung stellen würde.“

„Danke, Pegg. Das täten die deutschen Anstalten auch. Aber es ging ja nicht um Laboratoriumsexperimente, sondern um die Beobachtung der Kranken selbst.“

„Das hast du getan, Gerd?“

Pegg war aufgestanden und zu ihm getreten, ganz leise legte sie ihre Hand auf seine Schulter. Er fühlte ihren sanften Druck durch den dünnen Stoff des weißen Smokings und er sah auch, wie schön Pegg Parker war.

„Selbstverständlich.“

„Du bist wirklich ein Held, Gerd.“

„Nein, Pegg. Ich bin sehr wenig wert in dieser Zeit. Während meine Brüder im Felde stehen, bleibt mir nichts weiter als das zu tun, was ich auch in Friedenszeiten tat.“

„Wirst du mit der „Bali Maru“ abreisen, wenn es hier losgeht, Gerd?“

„Was weißt du denn, was hier losgeht?“

„Ich weiß es. Deutschland hat die Absicht, in Holland einzufallen. Ich nehme an, daß du das besser weißt als ich und da wirst du dich in Sicherheit bringen wollen.“

„Davon, daß Deutschland Schweden angreift, die Schweiz vergrößert und Holland überfallen will, lese ich bereits seit acht Monaten. Ich hatte nicht geglaubt, daß du so töricht bist, das Gewäch der kolonialen Revolverpresse ernst zu nehmen, Pegg.“

„Und weshalb bist du dann so plötzlich gekommen? Ohne das Ergebnis des letzten Versuchs abzuwarten? So waren doch wohl deine Worte?“

Gerd wußte keine Antwort, schließlich konnte er nicht Pegg Parker von dem Telefonat Rauschenplatz erzählen, das allerdings ein Signal war.

„Wirst du es schon sagen, Gerd, ihr seid alle Agenten! Ihr seid alle von der 5. Kolonne und du weißt genau, was morgen oder übermorgen geschieht.“

(Fortsetzung folgt)

